

Volkstümliches über die Gemse.

Von R. Rothleitner, München.

Wildschön ist die Alpenwelt in ihrer Einsamkeit und Unendlichkeit, und wer einmal in ihre geheimnisvolle Welt einen Blick tun konnte, wird von ewiger Sehnsucht nach ihr erfüllt sein. Ernst und schweigend ruhen die schwarzen Riesenleiber in ihren Höhen und die Gletscherhäupter und Felsenriffe streifen den Saum des Firmaments. Aber wie ein Wunder der Schöpfung grüßen die blumigen Alpenmatten und smaragdgrünen Latschenfelder zu ihnen empor. Ganz heimlich regt es sich dann am frühen Morgen und späten Abend in den Büschen und von nah und fern kommt das Bergwild auf die grünen Flächen, um zu äsen.

Vor allem ist es das Gamswild, das die Alpenbevölkerung seit jeher in Sage und Lied verherrlicht hat, hauptsächlich wohl darum, weil es besonders in früherer Zeit ganz hervorragender Geschicklichkeit bedurfte, ihm nachzustellen und es als Beute heimzubringen. Bei genauerer Forschung jedoch finden wir Spuren, die in die germanische Ahnenzeit zurückweisen, woselbst die Gemse bzw. das Bocktier überhaupt als heiliges Tier galt, bis es das Christentum in seiner berechnenden Kirchenpolitik zum Teufelstier herabwürdigte und so den Grundstein zum heutigen „Aberglauben“ legte. Der „Aberglaube“ in der heutigen Bedeutung ist nämlich durchaus nicht etwas Ererbtes von unseren Vorfahren, denn diese Handlungen, die nachmals mit diesem merkwürdig klingenden Namen in Verbindung gebracht wurden, waren den Germanen heiligster Opferdienst an die Mächte der Natur, die auch wirklich nicht den dämonischen Charakter an sich hatten, den man heute immer wieder in den Vordergrund zu rücken sucht. K. v. Spieß, so sagt Strobl in seiner völlig neu gestalteten fachwissenschaftlichen Untersuchung über Bauernbrauchtum, hat die geistesgeschichtliche Wandlung dieser Erscheinung klar erkannt: „In dem Maße, als die kraftvolle Gesittung eines gesunden Volksverbandes untergraben wird und zu Fall kommt, hält der Aberglaube mit Geistern und Gespenstern seinen Einzug.“ Wenn ein Priester eine religiöse Handlung vornimmt, so wird das stets als „Glaube“ bezeichnet, in dem Augenblicke aber, wo die magische Handlung des Volksglaubens eine weise Frau, ein kräuterkundiger Naturmensch oder sonst irgendeine ähnliche Gestalt verrichtet, spricht man völlig unberechtigt mit einem sichtlich geringschätzigen Beiklang von „Aberglauben“. Im Zuge unserer Untersuchungen über die Gemse tritt es sehr deutlich zutage, daß sich infolge der bewußten Veränderung der Sagengestalten

früher oder später selbstverständlich mancher Unsinn eingeschlichen hat, der mit Überlieferung und dergleichen gar nichts zu tun hat, beweist aber neuerdings, daß der Aberglaube nicht etwas aus dem Volke Hervorgegangenes darstellt, sondern vielmehr von volksfremden und demnach auch artfremden Kreisen in dieses hineingepredigt wurde, um bewußt falsche und irrige Vorstellungen ins Leben zu rufen, um sie hernach erfolgreich oder auch nicht bekämpfen zu können.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Gemse bereits in der Antike eine bevorzugte Stellung eingenommen hat, von der uns Keller in seinem Buch: „Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung“ berichtet. Die Gemse, die auch als Wildziege angesprochen wurde, war seiner Meinung nach hauptsächlich um Sparta zuhause, woselbst sie auch als Opfertier verwendet wurde. Wörtlich heißt es hier: „... denn vor Beginn jedes Treffens pflegte der spartanische König auf dem Schlachtfelde im Angesichte des Feindes eine mitgebrachte Chimaira der Artemis Agrotera zu opfern. Die Göttin, welcher das spartanische Opfer galt, dürfen wir wohl auf einer lacedämonischen Münze erkennen, die zu Ehren des Antigonos Dason nach der Schlacht bei Sellasia geprägt wurde: der zottige Bock steht zur Linken der Göttin, rechts von ihr ist ein Lorbeerkranz, sie selbst steht in steifem, faltenlosen Rocke mit dem Helm bedeckt, in der Rechten die Lanze schwingend, mit der Linken den Bogen hinaushaltend.“

Ähnlich lautet eine Mitteilung, die Kuhn in seinen „Mythologischen Studien“ bringt. Er erzählt hier von einem dünnen Tannenbäumlein, das um die mitternächtliche Stunde plötzlich wundervoll zu spielen begann, das eine Ästlein bläst die Flöte, das andere die Klarinette und ein drittes die kleine Pfeife, worauf sofort das Nachvolk herbeieilte, um sich dem Tanz hinzugeben. Ein Jäger, der auf dem Weg zu seinem entfernt gelegenen Anstand war, mußte die Nacht im Walde zubringen und konnte diesen Vorgang beobachten.

Weiter berichtet Kuhn dann, daß nach der nordischen Sage der grim oder fossegrim „besonders an stillen und dunkeln Abenden spielt, um Leute zu sich zu locken, und er lehrt dem Violin- und anderes Saitenspiel, welcher an einem Donnerstagabend mit abgewandtem Haupte ihm ein weißes Böcklein opfert, welches in einen nach Norden strömenden Wasserfall geworfen wird. Ist das Opfer mager, so kann es der Lehrling nicht weiter bringen als seine Violine zu stimmen; ist es aber fett, so greift der fossegrim über des Spielmanns rechte Hand und führt diese so lange hin und her, bis das Blut aus allen Fingern spritzt. Nun hat der Schüler ausgelernt und kann so unvergleichlich spielen, daß die Bäume tanzen und die Wasserfälle in ihrem Sturze einhalten.“

Ähnliche Fähigkeiten wie beispielsweise das Jodeln vermitteln auch die Berggeister, die Herren der Gemen, dem, der ihre Tiere schützt und schont oder verwundete Gemen gesund pflegt. Nach norddeutschen Sagen sollen übrigens die Gemen die Kühe der Berggeister sein eben in derselben Weise

wie die Dachse die Schweine der Frau Harke sind und zwar vor allem werden sie als Kühe der Fanga angesprochen. Jedoch kann man bei Durchsicht der verschiedenen Sagensammlungen feststellen, daß sämtliche Berggeister, seien es nun Zwerge, salige Frauen, Wildmännlein oder der allmächtige Berggeist, von dem Schiller spricht, mit dem Gamswild zusammengehören wie Mutter und Kind, sie sind in Sage und Lied immer wieder zusammengebannt und durch die gemeinsamen Lebensbedingungen aneinander gebunden. Nach außen hin tritt nun diese gesamte Geisterwelt der Berge in erster Linie als Beschützer der Gemse auf, wozu zweifellos Schiller in seinem Alpenjäger die schönsten Worte gefunden hat:

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespaltner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden“,
Spricht er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

Hier ist der Berggeist noch die göttliche Gestalt, die dem Menschen als schützende Allmacht der Tiere entgegentritt, während beispielsweise in einer Sage aus Herzogs „Sammlung der Schweizer sagen“ der Berggeist dem jungen Schützen entgegentritt mit Drohungen, falls er noch einmal seine Herde verfolge, müsse er sein Leben lassen.

Der Gamskönig auf Zweilütschinen im Berner-Oberland, von dem Rochholz erzählt, stürzt jedoch den eidbrüchigen Gamsjäger, der den Grattieren abermals nachsteigt, bereits zur Strafe über die Fluh, daß er zerschmettert im Felsengrab endet. Auch von Holda, die ursprünglich eine altdeutsche Göttin war, wird erzählt, daß sie als Waldfrau erscheint, die an der Spitze ihrer Gamsherde, den Melkeimer in der Hand, einherzieht. Alpenburg erzählt in diesem Zusammenhange von der Hulda und den Seligfräulein, auch salige Fräulein benannt, die als milde Beschirmerinnen der Alpentiere auftreten. So mild und sanft ihr Wesen an und für sich war, so konnten sie doch die Jäger und Wildschützen, die ihre Lieblingstiere zur Strecke brachten, mit wildem Haß verfolgen und sie hinabstürzen in die finstersten Felsenründe. Verwundete und angeschossene Gamsen aber trugen sie in ihr Reich, heilten sie und gesellten sie ihren Herden zu, die aus solchen geretteten Gamsen bestanden. In ihrem



Phot. W. Majer-Masché (Der Deutsche Jäger).

Am aperen Hang.



Phot. H. Lutz (Der Deutsche Jäger).

Verhoffende Gams.

Bereich aber lag der geheimnisvolle „Gamshimmel“, von dem sich heute noch die Jäger in den Alpenländern erzählen. In gottgefeiter Einsamkeit und in ewiger Stille ist das Paradies der Tiere, wo alles friedlich durcheinander wimmelt und lebt, Steinböcke und Gamsen, Adler und Lämmergeier, Schneehühner, Birkhähne und Flühvögel, Alpenhasen und Murmenten, unter uralten Ahornen und Zirben, Alpenrosen und krautartigen Weiden, der am höchsten steigenden Holzart, so schildert es Bechstein in seinem deutschen Sagenbuch.

Mannhardt steht nun in seinen „Wald- und Feldkulten“ allerdings auf dem Standpunkt, daß Alpenburg sich zu sehr von seinen Gefühlen bei der Wiedergabe der Sagen leiten läßt und zieht deshalb Zingerles Sammlungen vor. Dieser weicht insoferne von dem Vorhergesagten über den Gamsenhimmel ab, als er ihn meist nicht von Jägern, sondern viel eher von Hirten und Bauern finden läßt. In einer von ihm veröffentlichten Sage ist es ein Hirte, der des Abends seiner Behausung zustrebt, als er einen wundervollen Gesang vernimmt, dem er unwillkürlich lauscht, wobei tiefste Schwermut sein Herz beschleicht. Des öfteren verläßt er nun des Nachts Weib und Kind um im Kreise der Saligen, — denn sie waren es, deren Gesang er vernommen — zu weilen. Sie machen ihn auch schließlich mit ihren Lebensgewohnheiten vertraut und führen ihn unter anderem auch in ihren Gamsenhimmel. Als aber einmal seine Frau nachgeht, nachdem sie vorerst sich den Weg gesichert hat, indem sie einen Garnfaden an einen der Wamsknöpfe befestigte, das nunmehr zur nächtlichen Runde den Weg weist, klagt sie den Saligen ihr Leid und sie schenken ihr zur Veröhnung dieses Garnknäuel, das die Wunderkraft besitzt nie zu Ende zu gehen, und auch der Mann bleibt wieder bei seiner Familie. Dieses Unendlichkeitsmotiv, das im Geschenk der Saligen verankert ist, finden wir des öfteren wieder als Geschenk an Jäger, die versprechen nie mehr den Gamsen nachzustellen.

Hierher gehört nun auch die Sage, die Zingerle wiedergibt, wie ein Jäger eine Gemse erlegte und sie auf das Dach der Sennhütte legt, wo er die Nacht zubringen will. Während er nun seine Abendkost zubereitet, hört er vor der Hütte eine klagende Stimme: „Da liegt uns're schöne Kuh, sie ist tot, ja tot.“ Im selben Augenblick aber betritt eine wunderschöne Frau die Hütte und zürnt dem Jäger, daß er ihren Tieren nach dem Leben trachtet. Sie droht ihn in Stücke zu reißen, besinnt sich aber dann eines Besseren und lädt ihn ein mitzukommen. Nun führt sie ihn in eine unterirdische Höhle, wo die Gamsen an Krippen stehen bis auf einen leeren Platz, wo eben jene Gemse fehlt, die der Jäger an diesem Tag geschossen hatte. Der Jäger schwört angesichts dieses Bildes, nie wieder eine Gemse zu schießen; als er aber eines Tages dieses Versprechen außer acht läßt und wieder nach Gamsen jagt, stürzen ihn die Saligen in die Tiefe. Die gleiche Sage finden wir ebenfalls bei Zingerle, nur daß als Schutz- und Rachegeister das Zwergenvolk auftritt. Ja der Volksmund erzählt sich sogar, daß manche Jäger die Zwerge am hellichten Tage mit ihren Gamsenherden wandeln sehn, gleichsam als ob sie die Herde behüteten.

Beachtenswert ist nun weiterhin die immer wiederkehrende Sage, daß sowohl die Saligen Frauen, als auch Wildfrauen, Zwerge und Fänken sich von den Gemsen ernähren, und zwar durchaus nicht immer nur von ihrer Milch.

Zingerle erzählt dazu, daß einstmals ein Gemsjäger noch lange nach dem Ave-Läuten auf der Gemsjagd war und plötzlich ein mächtiges Feuer vor sich sah. Näher tretend sah er drei wilde Weiber, die in einem kupfernen Kessel einen Gemsenschlegel kochten und ihn zur Mahlzeit einluden, jedoch dürfe er kein Knöchelchen verschlucken oder verletzen, da dies die Gemse zu hüßen hätte. Trotz größter Vorsicht jedoch geschah es dem Jäger, daß er ein Beinchen verschluckte, jedoch verheimlichte er sein Mißgeschick den wilden Frauen, da er ihre Rache fürchtete. Am nächsten Tag aber sah er zu seinem maßlosen Erstaunen eine zaundürre Gemse, die am hinteren linken Fuß hinkte und nach drei Jahren erlegte er eben dieselbe Gemse, die inzwischen sich zu einem Prachtstück wieder ausgewachsen hatte.

Eine ähnliche Sage berichtet dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß der Gast kein Jäger sondern ein Bauer war, der in seiner angeborenen Aufrichtigkeit den wilden Frauen, die aber in diesem Falle fünf an der Zahl und wunderschön, also salige Frauen, waren, von seinem Pech erzählte, ein Knöchelchen verschluckt zu haben; worüber sie ihn aber trösteten und ihm erklärten, die Gemse würde eben ein wenig hinken, sonst aber wieder wohlauf und munter gedeihen. Das Eigenartige an diesen Sagen ist der Zauber, den die wilden Frauen innehatten, nach genauer Zusammensetzung des Knochengerüsts dem Tier wieder Leben zu verleihen, so daß das Tier einerseits keinen Schaden dadurch nahm, andererseits aber durch ihren eigenen Bedarf ihre Herde auch nicht verringert wurde.

Über das Verhältnis der Zwerge und Bergmännlein, oft auch Herdmännlein genannt, unterrichtet uns Vonbun in seinen „Beiträgen zur deutschen Mythologie“. „Wie ferner die Zwerge“, so berichtet er, „über Fluh und Tobel springen und nicht ermüden vom Steigen der jähren Wände, so sind auch die Fänkmännli in Graubünden imstande, der schnellsten Gemse, ohne zu ermüden Schritt zu halten. Auch die Weiblein konnten die steilsten Bergwände erklimmen, und hatten sie ein Kind mitzunehmen, so banden sie sich dasselbe mittels ihrer langen hellblonden, fast silberweißen Haare auf dem Rücken fest; Kinder, die neben ihnen herliefen, banden sie an ihren Ärmlein fest. Zu dieser Tüchtigkeit im Steigen und Springen gelangten sie vorzüglich durch das Herausschneiden der Milz, welches sie an ihren Kindern mit großer Kunstfertigkeit bewerkstelligten und wodurch sie das im Laufen so hinderliche Milzstechen oder „Milz-schnida“ für immer beseitigten. Nicht minder trug zu ihrer bewundernswerten Fertigkeit im Laufen über Felswände und im Springen über Abgründe ihre Nahrung bei, die hauptsächlich Milch gezähmter Gemsen war. Schon die neugeborenen Kinder ließen sie an gezähmten Gemsen saugen. Der Genuß solcher Milch benahm ihnen den Schwindel.“

Interessant ist die Analogie in der Volksmedizin, die ebenfalls die verschiedensten Teile der Gemse gegen Schwindel empfiehlt.

Aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus wollen nun diese Bergbewohner das Abschließen der Gemen verhindern und lassen sich hierbei, förmlich Verträge abzuschließen mit den Jägern und Wildschützen. Grimm erzählt in seinen „Deutschen Sagen“ dazu, daß ein Gemsjäger eines schönen Tages auf seiner Jagd nach einer Gemse plötzlich einen häßlichen Zwerg vor sich stehen sah, der ihm zornig zurief: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemen und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du's mit deinem Blute teuer bezahlen!“ Nachdem sich der Jäger aber reuig zeigte, versprach der Zwerg ihn diesmal noch frei ausgehen zu lassen, wenn er für alle Zeiten verspreche, das Jagen nach Gemen sein zu lassen. Dafür aber werde er jeden siebenten Tag in aller Morgenfrühe eine fette Gemse vor seiner Hütte vorfinden, um sich ernähren zu können. Und wirklich, am siebten Tag hing eine fette geschlachtete Gemse in den Ästen eines Baumes und das wiederholte sich regelmäßig, bis es dem Jäger, der sein Blut nicht verleugnen konnte, nicht mehr ruhen ließ, wieder einmal selber ein Gementier zu erlegen. Kaum ging er hinaus, sah er einen wunderbaren Gemsbock vor sich. Erst vergewisserte sich der Jäger noch, daß der Zwerg nicht in der Nähe sei und wollte eben losdrücken, da riß ihn der Zwerg von rückwärts zu Boden und stürzte ihn in den Abgrund. Nach einer anderen Fassung schenkte ihm der Zwerg nach seinem Gelöbniß, keine Gemse mehr zu schießen, ein Gems-käslein, das nie ausgehen würde. Jedoch reizte es ihn trotz alledem wieder einmal auf die Gemenjagd zu gehen, die ihn dazu noch vor seiner Hütte lockten und zum Schießen geradezu einluden. Indessen er aber hinausging, fraßen die Mäuse das Käslein auf, so daß er verarmte und schließlich wieder gezwungen war zu jagen, wohlbewußt, daß dies seinen Untergang bedeutete. Nach Rochholz stellten die Zwerge bzw. Herdmännli am Pilatusberg dem Schützen eine gewisse Anzahl von Gemen im Jahre schußgerecht zuwege, jedoch konnte dies auf die Dauer einen richtigen Schützen nicht reizen, der Jagdabenteuer und Gefahr liebte und auch ihn ereilte die rächende Hand der beleidigten Herdmännli.

Erwähnenswert ist noch die Sage von der Gemenmutter. „Hinten beim Langgletscher, so erzählt Ganpel in den Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, lebte eine alte Frau, die die Gamsmutter geheißt wurde, weil sie die Gemen pflegte und hütete. Da war im Tal ein Jäger, der ihr manches Tier wegschoß. Einst, als er wieder auf die Jagd zog, stellte sie ihn und sagte: „Ach warum raubst du mir meine schönen Tierchen, tue es nicht mehr und laß mir meine Herde in Ruh, ich will dich dafür entschädigen!“ „Was willst du mir tun, du Alte“, entgegnete der Jäger in spöttischem Tone. „Ich schenke dir ein Käslein, und gibst du acht, daß am Abend noch ein Restchen davon übrig bleibt, so wirst du es am andern Morgen wieder frisch und ganz vorfinden!“ Der Ausgang ist dann der, daß er wieder auf die Gemenjagd

geht, wobei ihm, wie schon erwähnt, die Käselein von Mäusen gefressen werden, wodurch er verarmt.

Aus dem bisher Gesagten ist bei einer kurzen Rückschau nun folgendes festzustellen: Die Berggeister treten in erster Linie als Schützer und Schirmer aber auch als Rächer der Gemsen auf, einerseits weil sie die Tiere lieben und sie vor Leid bewahren wollen, andererseits aber weil sie ihnen und ihrer Sippe Nahrung spenden. Aus diesem Grunde schließen sie mit dem Menschen, der sie darum in irgendeiner Form berauben will, teilweise Verträge ab, die Leistung und Gegenleistung beinhalten, teilweise aber stürzen sie den einzelnen sofort ins Verderben, ohne vorher mit ihm verhandelt zu haben.

Es gibt hierüber eine Unzahl von Sagen, die jedoch im Grunde genommen alle auf demselben Prinzip beruhen. Außer den mythologischen Einflüssen, die sich hier noch geltend machen, dürfte vor allem die geradezu märchenhafte Behendigkeit der Gemse eine ausschlaggebende Bedeutung für das Entstehen solcher Sagen haben, da Unglücksfälle bei der Gamsenjagd eben infolge der bestehenden Kletterschwierigkeiten auch heute noch nichts Seltenes sind. Außerdem verfügt die Gemse über eine Klugheit, die man selten bei einem anderen Tiere noch vorfindet. Sie legt ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl zutage, so daß man mit Recht annehmen kann, was auch aus Jägerkreisen bestätigt wird, daß die Gemsen ein regelrechtes organisiertes Wachensystem eingeführt haben, was Schiller in seinem Tell zum Ausdruck bringt, wenn der Jäger Werni berichtet:

„ Das Tier auch hat Vernunft,
Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide geh'n
'Ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.“

Es hat ja auch Mutter Natur so weise eingerichtet, daß sich die Decke der Gemse ganz nach den gegebenen Witterungsverhältnissen ändert. Wird das Gams im Herbst zeitlich schwarz, so wird es zeitlich zu schneiben, wie der Österreicher sagt. Ebenso verhält es sich mit der Brunftzeit, da die Tiere einen wunderbaren Instinkt haben, ob es zeitlich Frühjahr wird und sie ihre Jungen gefahrlos aufziehen können oder ob sie infolge der schlechten Witterung zugrundegehen müßten.

Ganz eigenartig mutet der Aberglaube an, der sich mit der Gemse verbindet und in den Alpenländern heute noch eine sehr wichtige Rolle spielt. Schon die Meinung, der Teufel hätte die Gemse erschaffen, ist bezeichnend. Dies greift zweifellos auf germanische Mythologie zurück. Nach Wuttke steht eben das ehemalige heilige Tier Donars in engster Beziehung zum Teufel. Außerdem wissen wir, daß der Bock Thors Wagengespann bildete und gleichzeitig mit dem Widder ein heiliges Opfertier war, was ja sogar im alten Testament verankert ist, in der Opferung Isaaks durch Abraham.

Über christlichen Einfluß mußte nun folgerichtig eben dieses den Germanen heilige Tier zum Teufelstier werden und der Teufel als Person die Hörner seines Tieres tragen. Ebenso erklärt sich nun auch der Bocksfuß, der bei der Teufelsgestalt zu beobachten ist und den Hexen, als Dienerinnen des Teufels, in den Rücken eingebrannt ist. Zingerle sagt dazu in seinen Anmerkungen: „Die Vorstellung des Teufels in Bocksgestalt steigt in hohes Altertum hinauf; wie hätte sie in dem Ketzer und Hexenwesen so fest gewurzelt? Alle Hexen dachten sich deren Meister als schwarzen Bock, dem sie bei feierlichen Zusammenkünften göttliche Ehre erwiesen. Umgekehrt sühte und vertrieb der weiße Bock teuflischen Einfluß.“ Letztere Bemerkung wird aber in der Folge wenigstens teilweise widerlegt, da die weiße Gemse stets Unglück bedeutet.

Nach einer Tiroler Sage erfahren wir folgendes über die Erschaffung der Gemse. Der Teufel bekam eines schönen Tages, nach ständigem Drängen an den Herrgott, die Erlaubnis dem Schöpfer ein Tier nachzubilden und ein „Viech“ zu schaffen. Nun war es seine erste Tat eben diesem „Viech“ schöne nach rückwärts gewundene Hörner zu geben, wie er selbst sie trug als Wahrzeichen seiner höllischen Macht. Da der Teufel aber für die Gestalt der Ziege sowohl des Bockes als auch der Geiß eine besondere Vorliebe hatte, mußte auch sein Tier so aussehen, nur daß er Bock und Geiß aus Übermut gleichermaßen mit Hörner, richtiger gesagt, mit der „Krucke“ ausstattete. Damit es aber noch ein besonderes Aussehen erhalte, setzte er den Bart nicht an diese Stelle, wo ihn die Ziegen haben, sondern boshafterweise über das Waidloch. Dazu tat er noch einen langen buschigen Fuchsschwanz. Als die „Viecher“ so fertig waren, hatte er eine richtige Teufelsfreude und gab ihm das Gebirge zum Wohnort, dort wo die Felsen und Grate am gefährlichsten sind, weil er wußte, daß dieses von ihm geschaffene sonderbare Wild die Jäger und Wildschützen besonders reizen würde und so mancher infolge seiner blinden Leidenschaft Leib und Leben daransetzen werde. Als sie aber so im Gebirge dahinsausten, die Teufelstiere, da sah er zu seinem Ärger, daß sie ständig mit ihren wunderbaren Fuchsschwänzen in Latschen und Zuntern hängen blieben und er, der Teufel, mußte hinterher sein und sie wieder aus ihrer unbequemen Lage befreien. Das ermüdete nicht nur sehr, sondern kostete vor allem auch sehr viel Zeit und außerdem ging ihm dabei manches „Viech“ zugrunde, was ihn sehr verdroß. Als er eben wieder daran war, so ein „Viech“ loszulösen und es im Augenblicke nicht gelang, biß er kurzerhand den Fuchsschwanz ab und machte es sogleich auch an allen anderen Gemen, so daß an Stelle des buschigen Langschwanzes nun nur mehr das kurze Stutzerl zu sehen ist, das der Jäger mit dem Namen „Wedel“ bezeichnet. Den wertvollen Bart aber, den Schmuck jedes Tiroler Schützenhutes, tragen die Gemen noch heute dort, wo er nicht hingehört, nämlich über dem After.

Es ist daher nur selbstverständlich, daß man mit Hilfe des Teufels Gemen „stellen“ oder „bannen“ kann, um sie vor die Flinte zu bringen. Im steirischen

Oberlande ist dieser Glaube, daß man mit des Teufels Hilfe Gemen „bannen“ könne, noch heute sehr verbreitet, Karl Reiterer erzählt davon in der Zeitschrift für Volkskunde Bd. 5, 1895: „Es soll dies aber eine ‚große Sünd‘ sein, weil es eine Tierquälerei ist. Gemenbanner vermögen, daß Gemen, in die Schußlinie kommend, wie angewurzelt stehen bleiben müssen, wobei ihnen die Tränen herabrollen — aus Schmerz.“ Hat jedoch der Jäger einen Begleiter, so kann der die gebannte Gemse nicht sehen, es sei denn, er stünde dem Jäger auf dem Fuß. Wie dieses Wildbannen nun möglich ist, erzählt Reiser in seinen „Sagen des Allgäues“: In Stanzach lebte einstmals ein Jäger, der die Gemen bannen konnte, und wenn er irgendeine sah, so war sie schon sein. Als nun das der Geistliche erfahren hatte, so fragte er den Jäger, ob er denn auch wisse, was eigentlich beim Bannen geschehe. Nein, das wisse er nicht. Ja, dann wolle er einmal mit ihm gehen. Nun mußte der Jäger wieder eine Gemse bannen, und dann ließ der Herr ihn durch den Ärmel seines Chorhemdes durchblicken. Da sah der Jäger, wie der armen Gemse „die Tränen nur so herunterhobbelten“, und wie sie am ganzen Leibe zitterte, und daß zu seinem Entsetzen der Teufel sie festhielt.

Der Geistliche nahm ihm nun das Bannbüchlein ab und warf es in das Ofenfeuer. Augenblicklich aber verschwand es wieder aus dem Feuer und fand sich hernach in der Rocktasche des Jägers. Erst als er es in ein Kelchtüchlein einwickelte und so ins Feuer warf, verbrannte es. Der Jäger aber hat fürderhin nie mehr Wild bannen mögen.

Der kirchliche Einfluß ist hier unverkennbar und wird nun von Beispiel zu Beispiel offener, da wir zu dem traurigen Kapitel Hexen gelangen.

Zingerle berichtet hiezu, daß im Pitztal einst ein Schütze war, der Gemen bannen konnte, jedoch nicht nur eine sondern gleich eine ganze Herde. So ging er einst mit einem zweiten auf die Gemsjagd und als ein Rudel Gemen daherkam, gab er seinem Begleiter eine eigenartig weiche Kugel mit den Worten: „Schieß hin, wohin du willst, und es werden so viel Gemen, als du willst, fallen“. „Sieben möcht’ ich fällen“, meinte Reck, sein Begleiter, und schoß in das Blau. Und siehe, ohne auf die Gemen geschossen zu haben, lagen sieben tot, durch des Teufels Hilfe. Dieser Jäger aber verstand nicht nur diese Kunst, sondern er konnte gleichermaßen Menschen in Tiere verwandeln und sodann ebenfalls bannen, was er an seinem Freund auch einmal ausführte, indem er ihn in eine Bergmaus verwandelte und so einen ganzen Tag gebannt hielt. Dieser aber sann auf Rache und ging zu einer ihm bekannten Hexe, die ihm Rache versprach. Als Jaggl, so hieß der Jäger, der die Teufelskünste beherrschte, wieder jagen ging, sah er auf einmal eine herrliche Gemse. Sie sprang schnellfüßig vor ihm her, und er folgte in raschem Schritt, ohne zu ahnen, daß es eine verwandelte Hexe war, die so leichtfüßig vor ihm hersprang. Bei einer tiefen Fernerspalte verwandelte sich nun die Hexe abermals, nun aber in eine Eisdecke, und legte sich über die Kluft. Der Jäger, der von diesem Vorgange nichts merkte,

betrat die Eisdecke, worauf die Hexe sich abermals verwandelte, so daß der Betrogene in die tiefe Schlucht stürzte. Jedoch konnte er durch Gebet und Hilfe des Priesters aus seiner trostlosen Lage gerettet werden und außerdem vermochte es der Geistliche, dem Teufel die Schuldschrift, durch die Jagd seine Seele verwirkte, zu entreißen und so zu retten.

Zingerle, ebenso wie Reiser, bringen eine Sage, in der erzählt wird, daß einst ein Wildschütze 24 Gemsen vor sich sah, die bei seinem Näherkommen wie durch einen Zauber verschwanden bis auf eine, die mit Stricken gefesselt auf dem Felsen lag. Auf ein wehrloses Tier zu schießen widerstrebte jedoch dem Wilderer und er band die Gemse los, worauf sie ebenso schnell verschwand wie die übrigen. Nach Jahren aber kehrte er einmal in der Schweiz in einem Wirtshause ein, wo er auf das freudigste begrüßt und auf das beste bewirtet wurde. Auf die Frage, warum das alles geschehe, erklärte ihm die Wirtin, sie sei damals die Gemse gewesen, die er verschont habe. Nach der einen Sage waren es Hexen, die ein böses Gewitter heraufbeschwören wollten, was die eine Hexe, also die Wirtin nicht geschehen ließ, nach der anderen aber war die Wirtin von einer bösen Nachbarin in eine Gemse verwandelt.

Graber erzählt eine Sage über die weiße Gemse, worin die Tochter eines reichen Bauern auf der Egger-Alm im oberen Gailtal einen armen Freier verschmäht und ihn noch verhöhnt, da sie ihm erklärt, ihn nur dann zu heiraten, wenn er goldene Haare und goldene Zähne haben werde. In seinem Zorn verwünscht er nun die stolze Maid und sie verwandelt sich sofort in eine weiße Gemse, die ab und zu in der „Weißen Wand“ von Jägern gesichtet wurde. Jedoch brachte sie jedem Unglück, der sie sah, und stürzte drei Brüder, die ihr als Jäger nachstellten, nacheinander ins Verderben; die weiße Gemse aber wurde von der Stunde an nicht mehr gesehen.

In einer anderen Fassung hören wir die Umkehrung dieser Sage. Ein Jäger, der sich auf der Gemsjagd befand, sah plötzlich eine weiße Gemse, auf die er alsogleich zielte, jedoch fehlte er sein Ziel. Da verschwand die Gemse und eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm, die ihm in bewegten Worten dankte und erklärte, weil er gefehlt habe, sei sie erlöst. Ihre Eltern, so erzählte sie, seien reiche Leute in Savoyen und sie wünschte sich stets eine weiße Gemse zu sein, um die Jäger narren zu können, da sie andere Sorgen nicht kannte. Da verwünschte sie die eigene Mutter in eine weiße Gemse und der Fluch sollte so lange währen, bis drei Jäger ihr Ziel verfehlten; da er aber der dritte war, habe er sie unbewußt erlöst.

Herzog bringt hingegen eine ganz andere Sage von der weißen Gemse. Hier hat ein Jäger, namens Rieggi, bereits 99 Gemsen gejagt und als Hundertste erschien ihm eine weiße Gemse als Warnung, daß er nunmehr seine Jagdleidenenschaft bezähmen müsse. Jedoch er kehrt sich nicht an diese Mahnung und verfolgt das fliehende Tier. Da ruft ihm eine vorwurfsvolle Stimme zu: „Rieggi, warum verfolgst du meine Geißen, die mich mit Milch und Käse versorgen?“

Rieggi! Rieggi! Nimm den Hut vor deinen Kopf, damit du nicht siehst, wie hoch du fallen mußt!“ und damit stürzte der Jäger in die Tiefe.

Hier finden wir wieder den Anknüpfungspunkt ans Geisterreich der Berggeister, da des öfteren auch behauptet wird, weiße Gemsen stammen stets aus der Herde der Saligen, die dem, der sie sieht, Unheil und nahen Tod verkünden.

Ein alter Glaube weiß zu berichten, daß derjenige, der ein solches Göttertier zur Strecke bringt, noch sterben muß, ehe das Jahr sich gerundet hat. Bestärkt wurde dieser Jägerglaube noch durch den Tod des österreichischen Kronprinzen Rudolf, der in seinem Todesjahr eine weiße Gemse erlegte. Interessant ist noch die Tatsache, daß der Kronprinz eines gewaltsamen Todes starb, was mit dem Anblick der Gemse verquickt ist. Eigenartigerweise hat auch der Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich am 7. September 1913 im Gotlinger Hochkar einen weißen Gemsbock mit prachtvollen Kruken auf die Decke gelegt, worauf er, ehe das Jahr sich rundete, wie es heißt, am 28. Juni 1914 durch die Kugeln von Sarajevo verstarb. Das trug wesentlich dazu bei, daß das Alpenvolk Österreichs, dem die beiden Todesfälle ihres Kaiserhauses begreiflicherweise sehr nahe gingen, noch dazu weil keiner von beiden Thronanwärtern eines natürlichen Todes starb, zäher denn je an dem Aberglauben, der die „weiße Gemse“ umgibt, festhält. Es führt diese Unglücksfälle mehr oder weniger auf den Teufel zurück, der gerade in Zirl in Tirol auf dem Solstein des öfteren in Gestalt eines riesigen Gemsbockes mit silbernem Hörnerpaar erscheinen soll; nach anderer Aussage soll er wieder Goldhörner haben und auch so die Hexenversammlungen besuchen. Nach einer Sage von Reiser soll sich der Teufel angesichts zweier Jäger vorerst in der Gestalt eines prächtigen Gemsbockes gezeigt haben, hernach in ein Schwein verwandelt haben und urplötzlich als grüner Jäger, in einer seiner bekanntesten Gestalten, vor ihnen gestanden sein und zwar deswegen, weil die beiden am Allerheiligentag anstatt in die Kirche zur Jagd gegangen waren. Hier tritt es offensichtlich zutage, die Ungläubigen durch Schreckmittel, in diesem Falle sogar in Gestalt des „Leibhaftigen“, zum Kirchenbesuch zu zwingen, dem sie nicht freiwillig nachkommen. Jedenfalls hat die Gemse in den letzten Ausführungen überraschenderweise dämonistischen Charakter angenommen, der nichts weniger als ursprünglich ist. Strobel sagt in seiner bereits erwähnten fachwissenschaftlichen Untersuchung über die Einführung der orientalischen Teufelsgestalt, daß der deutsche Bauer, zu dem zweifellos auch der Älpler zählt, sehr wohl um das „Widerspiel“ der Kräfte in der Natur wußte, jedoch sah er deswegen durchaus keine Dämonengewalt dahinter, sondern lediglich die naturbedingten Kräfte, die Gegenkräfte im Gefolge haben mußten. Er kannte keine Feigheit, Angst und Unterwürfigkeit und somit auch keine Dämonen, Hexen und den besonders im Mittelalter so oft zitierten Teufel, da diese Gestalten mit germanischem Ahnenerbe auch nicht das geringste zu tun hatten und keine Beziehung sie mit dem Glauben

der Vorväter verband, bis jene Organisation kam, die sich bemüßigt sah, die Erde zu einem Jammertal zu stempeln, um auf ein besseres Jenseits mit mehr Erfolg hinweisen zu können. Der Älpler, der mit seiner Natur infolge der herrschenden Lebensbedingungen tagaus — tagein in engster Verbindung steht, mußte es sich natürlich erst recht gefallen lassen, daß nun die wunderbaren Berge Gottes von bösem Gelichter erfüllt wurden, die ringsum verderbenbringend lauerten, wenn er beispielsweise des Sonntags lieber des Herrgotts weite Fluren beging, als dem fremden Glauben zu huldigen. Heute ist selbstverständlich die Sachlage eine andere geworden und das Christentum hat sich restlos durchgesetzt, was jedoch noch lange kein Recht dazu gibt, auch heute noch bestehendes Brauchtum und altes Ahnenerbe bewußt zu verändern, zu erniedrigen, zu vernichten oder wenn das nicht möglich ist, nach seinem Sinn in seine Dienste zu nehmen, die heiligen Tiere unserer Vorfahren aber stets und immer wieder als Teufelstiere und Werkzeug des Teufels hinzustellen.

Wenn der erste Teil dieser Ausführungen sich mehr oder weniger auch mit heute aktuellen volkskundlichen Fragen auseinandersetzt, so führt uns der zweite Teil in ein Gebiet, nämlich in das der Volksmedizin, das durch die fortschreitende Wissenschaft auf allen Linien als überholt anzusehen ist und nur mehr als Überrest einer vergangenen Zeit der Selbsthilfe gelten kann, worin oft ein wirklicher „Aberglaube“ eine Rolle spielte, der geradezu als sinnlos und in keiner Weise mit germanischen Heilmethoden in Verbindung stehend angesprochen werden kann. Nur ganz vereinzelte Fälle ergeben einen Zusammenhang mit natürlichen Heilkräften, die, soferne man diese nachweisen kann, auch von der heutigen Medizin noch anerkannt und vielleicht auch noch angewendet werden.

Die Verwendung der Gemse in Zauber und Heilzauber ist daher sehr vielseitig, hat jedoch mit wirklichen Heilkräften, wie wir sie in der Pflanzenwelt oft und oft feststellen, nicht das geringste zu tun. Da die Gemse schwindelfrei ist, ist es leicht erklärlich, daß besonders ihre Milch und auch ihr Blut als Mittel gegen den Schwindel gilt.

Vernaleken sagt hiezu: „Die Jäger glauben, daß das Blut der Gemen, warm getrunken, ein Zaubermittel gegen Berggefahren sei und vor Schwindel, Schwäche u. a. Unglück schütze. Viele Gemsjäger führen darum ein ledernes Trinkgeschirr bei sich, um sogleich den Bluttrank darin aufzufangen.“ Im steirischen Aberglauben hilft für das schwindlich (kopfschiach) sein auch das Bestreichen der Schläfen mit Gemsfett. Luck erklärt: „Wer einen Gemenstein bei sich trägt, kann, ohne schwindelig (tremmelig) zu werden, die höchsten Thürme, Felsen usw. erklimmen.“ Fossel erzählt, daß im Oberlande der Genuß von Genswurz, *Doronicum grandiflorum*, empfohlen wird, ebenso wie das bereits erwähnte Bestreichen der Schläfe mit Gemsfett, auch steckt man sich bei Bergtouren ein Wacholdersträußchen gegen Schwindelanfälle auf den Hut,

so wie obersteirische Jäger aus diesem Grunde den Türkisstein im Fingerring tragen. Auch ein Ring aus einer Gamsenklau soll vor diesem Ungemach schützen. Staricius sagt in seinem im Jahre 1682 erschienenen Büchlein „Heldenschatz“ über die Bekämpfung des Schwindels: „Ist ein köstlich Ding / einen Ring aus einer Elends-Klauen machen lassen / und denselben am Finger getragen / gleiche Tugend soll habender Ring aus einer Gamsen Klauen: der Christallen-Stein wird auch hiervor sehr gerühmet / und dahero bey etlichen Autoribus der Schwindel-Stein genannt.“

Höfler berichtet in seiner „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayern“, daß das Blut auch Kraft und Mut geben soll, ebenso wie es gegen Schwindel hilft. Er verweist durch das Beispiel des armen Heinrichs, der durch das Blut einer reinen Jungfrau von seiner Mieselsucht befreit werden konnte, auf das Alter dieses Glaubens und betont, daß eben auf dem Glauben der Bluttransfusion eine Reihe von Märchen und Sagen aufgebaut wurden. In der Zeitschrift für Volkskunde Bd. 13 S. 374 finden wir dazu noch folgende wertvolle Stelle, daß besonders auch gegen Epilepsie das warme Blut von Tieren empfohlen wurde, was zweifellos in der Hoffnung verankert ist, daß der menschlichen Hinfälligkeit, die als ein reelles Defizit an Kraft gedacht wird, durch die tierische Lebensüberfülle beigegeben werden kann. Im übrigen spielt gerade in der modernen Medizin die Bluttransfusion eine ganz gewichtige Rolle; wir haben hier eines jener Ausnahmsbeispiele vor uns, welches, wie wir eingangs dieser Untersuchung erwähnten, einen tatsächlichen Zusammenhang mit natürlichen Heilkräften aufweist und deshalb auch heute in der wissenschaftlichen Medizin verwendet wird, bloß mit dem Unterschied, daß nicht von Tieren, sondern von Mensch zu Mensch die Bluttransfusion vorgenommen wird unter genauester Beobachtung der zusammengehörigen Blutgruppen. Hier weisen auch die Spuren deutlich zurück zum alten Götterdienst nicht nur unserer Urahnen, sondern in die tiefste Vergangenheit der Antike, wo Menschenopfer etwas Selbstverständliches waren. Später trat dann die Blutentziehung, das Blutopfer an seine Stelle, da das warme rohe Blut den Göttern den übermenschlich kräftigenden Göttertrank liefern sollte. Aus dem kulturellen Blutopfer nun erwuchs das Blut als Heilmittel, welches übernatürliche Kraft und Schutz gegen Krankheiten und Verwundungen, sowie gegen den Zauber von Hexen, Wetter und Geister gewährte. Auch verhalf es zu allem Glück und Reichtum.

Als Gegenbeispiel soll nun der Gamsbart angeführt werden, der durchaus nichts zu tun hat mit wirklichen Heilkräften, trotzdem aber ungeheuer hoch eingeschätzt wird als Mittel, welches Kraft verleiht, ebenso die Gamsklau, die als Ring getragen, gegen die Altersschwäche helfen soll. Wer einen Gamsbart am Hute trägt, heißt es, ist sieghaft. Andre-Eysen sagt dazu aus dem österreichischen Alpengebiet: Die Rückenhaare der Gemse (Gamsbart, Wachler) machen den Träger kräftig und gewandt, die Klau des Tieres aber wird, in Ringe gefaßt, gegen Schwäche und Kraftlosigkeit im Alter getragen. Auch

Höfler bestätigt diesen Aberglauben und ebenso verweisen Hovorka und Krönfeld darauf. Gemszähne, kleinen Kindern um den Hals gelegt, erleichtern das Zahnen. Höfler und Jühling erwähnen diesen Glauben; er gehört in das Gebiet, woselbst Fraisenketten und Fraisenbeten zu finden sind. Ein höchst verwerfliches Beginnen ist der nachfolgende Rat, einer verendenden Gemse den „Lecker“ (d. i. die Zunge) herauszuschneiden und ihn um den Leib zu binden, da man davon sowohl bei Tag als auch bei Nacht ein sehr feines Gehör bekommen soll. Es geht dies auf den Glauben zurück, Eigenschaften von aus dem Leben scheidenden Wesen sich durch Übertragung zu eigen zu machen. Die Gemsenzunge soll dabei außerdem noch die Fähigkeit vermitteln, auch bei Nacht zu sehen; der Betreffende bekommt davon Katzenaugen, und vernimmt das kleinste Geräusch, wiederum nur ein Hinweis auf ein Tier, das die erwünschten Fähigkeiten sein eigen nennt. Als blutstillendes Mittel wird das Pulver von geschabten Gemskrickeln empfohlen, besonders bei Nasenbluten soll dies wirksam sein. Megenberg berichtet, daß ein angebranntes Gemshorn die Fallsucht auszulösen vermag und vorhandene Nattern vor dem Geruch den Rückzug ergreifen. Gemsen-Unschlitt soll hingegen gut sein gegen das Wundlaufen der Füße, weshalb sich Gemsenjäger und Wilderer sich dasselbe in die Fußsohlen, sowie Strümpfe und Socken schmieren, um das „Aufgehen“ der Füße zu verhindern. Das gleiche Mittel soll jedoch auch Wunder tun bei erfrorenen Gliedmaßen. Das Fett der Gemse wie das vieler anderer Tiere aber nimmt eine ganz bevorzugte Stellung ein für die Heilung der Lungenschwindsucht, ebenso das Fleisch und die Eingeweide (Inkreusch) der Gemse.

Jühling bringt folgende Stelle: „Ein halben bächer vol Gemßunschlit / mit gleych so vil milch getruncken / soldie zrächt (zurecht) bringen / die ohne alle Ursach von tag zu tag absterbend / von geschwär wegen und prästen der Lunge.“ Ebenso soll das Fleisch einer Gemse, die zwischen den Frauendreibiger (der Frauendreibiger war eine kirchliche Kultzeit zwischen den zwei Frauentagen im Sommer, 15. August bis 12. September) geschossen ist, in dieser Hinsicht besondere Heilwirkung aufweisen. Auch die Eingeweide müssen, um wirksam zu sein, von einer Gemse stammen, die in dieser Zeit erlegt wurde. Es gibt besonders für die Zurechtmachung des Eingeweides als Medikament in alten Büchern ganz weitläufige Herstellungsvorschriften, die jedoch hier anzuführen unmöglich ist. Eine aus den vielen soll jedoch der Eigenartigkeit halber herausgegriffen werden; sie stammt aus Tirol und ist mitgeteilt von Lieber: „Nimm das Herz, Lungen und Leber von ein Gambsen, so in unser lieb Frauen Zeit (15. August bis 12. September) ist geschossen worden; schneit's zu Stiklen, einer halben Nuß groß, törre es im Schaten, thue es in ein ziemblich groß glasirten Hafen; gieß des besten, weißen Wein's daran, daß er wohl dariber geht und leg ein Brettl darauf, daß die Matéri in Wein verbleibe. Verpint das Geschirr mit einer Plater (Blase), daß es nicht ausriche, Setz es alsdann an einen kielen Ort, laß es 8 oder 9 Täg stehen, alsdann thue die Matéri heraus, törre

es zum andermal, und wanß törr, so weich es noch einmal in vorig Wein, und törr es zum drittenmal. Stoß zu Pulfer, und thue zu $\frac{1}{2}$ Pfund dieses Pulfers $1\frac{3}{4}$ Loth Jungfrauschöbl, 1 Loth Muskatblüth, 4 Loth schön weißen felbernen Schwamm, Alles auf das kleinst pulferisirt und untereinand gemischt. Von diesem nimm täglich zu Morgens und Abends ein.“

Ebenso soll Gemsenfett Schwindel und Rheumatismus beheben.

Der Gemsenstein, der sich hin und wieder im Äser (Mund) der Gemsen findet, ist ein ovales, schwarzes Steinchen, dem unglaubliche Zauberkräfte zugeschrieben werden. Abgesehen davon, daß er wie bereits erwähnt, vor Schwindel bewahrt, soll man durch seinen Besitz durch Mauern hindurchsehen, ja selbst hindurchschlüpfen können. Es wird hiez zu erzählt, daß die armen Seelen dem Brugger, einem berühmten Weißkünstler im Zillertale, als er in der Hippacher Kirche bei der Christmette seine Andacht verrichtete, ein solches Steinchen gegeben. Da er aber dessen Zauberkraft nicht kannte, hängte er dasselbe einer Katze an den Hals. Diese schlüpfte nun zum maßlosen Erstaunen Bruggers ungehindert durch alle Wände und konnte nicht mehr eingefangen werden. (Erzählt von Dörler, Sagen aus Innsbrucks Umgebung.)

Nach dem volksmedizinischen Grundsatz hilft Gemslunge gegen Lungenübel, wie bereits berichtet: Weil Gleiches Gleichem helfen muß. Ebenso wird nochmals Herz- und Herzblut gegen Schwindel angegeben. Überhaupt sind die Gegenmittel gegen Schwindel unerschöpflich. Besonders wird auch die Leber der Gemse als Seelensitz dafür angepriesen und vermittelt wie der Gemsenlecker das Nachtsehen. Gemsen-Dreck soll als Abführmittel eingenommen wirksam sein und den Stein treiben. An diesem Beispiele kann man ersehen, daß die empfohlenen Mittel oft nicht nur nicht helfen, sondern obendrein noch erheblich schaden können.

Ganz widersinnig klingt auch die Verwendung der Gemse, eine zur Brunstzeit angeschwollene Drüse von starkem Geruch, besser gesagt Gestank, die einerseits Gebärenden die Wehen mildern soll, wenn sie dieselbe in der Hand halten, andererseits auch gegen „eheliche Untreue“ wirksam sein soll.

Als Abschluß dieser Betrachtung soll Johann Joachim Becher zu Worte kommen, in einem höchst originellen Gedicht aus dem Jahre 1663.

Die Gembs.

Die Gembs auff Bergen steigt / und sonder Schwindel springt /
Der Jäger mit Gefahr nach ihrem Leben ringt /
Er hascht sie endlich / und versucht sein eigen Glück /
Sie gibt der Apothek alsdann sechs gute Stück
Das Inschlicht und die Gall / die Leber und das Blut /
Den Koth / die Gembsenstein / die hält man auch für gut.
1. Das Inschlicht oder Fett / das man auß Gembsen macht
Mit Milch gebraucht / die Lung die wird zu recht gebracht.

2. Es wird auch auß der Gall ein Wasser praeparirt /
Das allen Staub und Wust bald auß den Augen führt.
3. Der Bauchfluß wird gestillt / und auch zur Ruh gebracht
Wenn man Gembs-Leber zu eim zarten Pulver macht
4. So man früh nüchtern trinckt das frische Gembsen'Blut
Man sagt / es sey für den Schwindel trefflich gut.
5. Die Gembsen'Stein / so man die Gembsen-Kugel nennt /
Durch fünfzehn Gran dem Giff der Weg wird abgerennt.

Ja, die Gemen-Kugel, das ist nun ein Kapitel für sich. So viel Zauber und so viel Aberglaube findet sich für keinen anderen Bestandteil der Gemse, als gerade für den sogenannten deutschen Bezoarstein.

Schon Staricius gibt in seinem Heldenschatz (1682) eingehend Bericht darüber: Ein Stück zur Festigkeit, so betitelt er seine Ausführung. „Männlichen so um die hohen Gebürge wohnen / und von Gemen Wissenschaft haben / ist bekand / daß zu gewisser Zeit des Jahrs / Krafft etlicher Kräuter / so sie fressen / selber gantz fest davon werden / also daß ihme kein Jäger mit einem Schusse etwas thun kan / hernach wenn die Festigkeit wieder weggeht / bekommen sie Kugeln im Leibe / so da gantz rund und hohl / auch gar leichte und fasicht seyn / solche nimm / wann Mars am kräftigsten regiret / pulverisier und nimm ein Quintlein in gerechtem Malsvaier ein / lauffe so starck du kanst / damit du wol schwitzest / thues solches dreimal nach einander / so wirst nicht allein hurtig / sondern auch deiner Haut hart werden.“

Darinnen ist so ziemlich alles berührt, was über die Gemen-Kugeln geschrieben und erzählt wird. Nun interessieren wir uns aber in erster Linie einmal für die Entstehung dieser sonderbaren Kugeln. Es sind dies steinharte Gebilde, die sich im Magen der Gemse als unverdaute Pflanzenreste zusammengeballt mit Haaren vorfinden. Nach Hovorka ist der Bezoarstein, unter welchen Namen die Gemskugeln auch zu verstehen sind, eine Konkretion, die sich im Magen oder Darne von Säugetieren bildet. Die deutschen Bezoarsteine bestehen aus Haaren und Pflanzenresten und finden sich bei Gemen, Steinböcken und auch Pferden. Alle Bezoarsteine gelten als unfehlbare Gegengifte. Scheuchzer erklärt dazu in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Gembballen, wahrscheinlich krankhafte Absonderungen unverdauter vegetabilischer Stoffe, in dem Ruf stünden, eine Menge heilsamer Kräfte zu besitzen, so daß schließlich sogar Gelehrte darauf aufmerksam wurden. Ein Augsburger Doktor der Medizin nahm sich dieses Thema schließlich zur Doktorarbeit und forschte nach den Zusammenhängen, die zwischen den Gembballen und der Medizin bestünden. Darin erklärt er unter anderem, daß die Gembballen deswegen auch Bezoar Germanicum genannt wurden, weil sie ähnliche Wirkungen hervorzurufen imstande sein sollten wie die echten Bezoarsteine. Scheuchzer nimmt dazu das Wort und erklärt, daß sich die Gembballen

durchaus nicht in allen Gemen vorfinden, was einerseits auch von der Jägerwelt bestätigt wird, andererseits jedoch wesentlich dazu beigetragen hat, die abergläubischen Ansichten darüber zu vertiefen. So soll nach Scheuchzers Mitteilung beobachtet worden sein, daß jene Gemen, die sich in dem Bündner Lande in dem Tal Maroz auf der mittäglichen Seite aufhalten, nie Gemenballen aufweisen, während es bei denen, die auf der mitternächtlichen Seite leben, eine Selbstverständlichkeit ist. Die Annahme dürfte deswegen richtig sein, daß die Entstehung dieser Gemenballen auf den Genuß bestimmter Kräuter zurückzuführen sei, worunter vor allem anderen die blaue Gemswurz genannt wird. Da es jedoch keine blaubühende Gemswurz gibt, dürfte darunter aller Wahrscheinlichkeit nach das sogenannte blaue Berg-Sternkraut gemeint sein (*Aster alpinus flore caeruleo*), von dem es verschiedene Arten gibt. Der Volksmund stellt außerdem noch die Bedingung, daß die Gemen dieses Kraut vor Sonnenaufgang in möglichst gefährlichen Gebieten äsen müßten und zwar, um besonders wunderkräftige Gemenballen abzugeben, in der Zeit des Frauendreißigers. Solche Kugeln hätten nicht nur Heilwirkungen, auf die wir noch zurückkommen werden, sondern können vor allem schußfest machen, ebenso wie die Gemse selbst schußsicher oder wenigstens sehr schwer erlegbar ist in dieser Zeit. Nach Tiroler Mitteilungen bestehen solche Gemenballen aus geballten Pflanzenfasern, Haaren und Wolle, die oft einen aromatischen Geruch besitzen. Mit ihrer Hilfe kann man sich schußfest machen und vor Schwindel schützen.

Vermischt man nun Fäserchen von solchen Gemenkugeln mit dem Blei, womit man hernach Kugeln gießt, so verfehlen diese, besonders auf der Gemenjagd, niemals ihr Ziel. Anhorn deutet diese Wunderkräfte als Teufelswerk, der damit die Menschen versuchen wolle. Ebenso gehört es dem Teufel zu, den Menschen durch die „Gamskugel“ schußfest oder „gefroren“ zu machen. Deshalb wurden solche Gemenkugeln besonders gern von Soldaten gekauft, die dem Aberglauben huldigten, und oft dafür schweres Geld bezahlten. Die Volkssage führt diesen Soldatenaberglauben darauf zurück, daß ein Henker zu Passau diese Kunst erfunden hätte, um dadurch Tausend feige Memmen zu mutigen Kriegern umzugestalten. Zu diesem Aberglauben zählt auch das Nothemd, Georgenhemd u. dgl.; auch soll sich Constantin M., um sich schußfest zu machen, die Nägel, mit denen Christus ans Kreuz geheftet wurde, in seinen Helm und den Zaum seines Pferdes einarbeiten lassen. Hier dürfte der Ursprung zu suchen sein, sich durch den Mißbrauch von Hostien schußfest zu machen. Alpenburg erzählt in diesem Zusammenhang eine Sage von einem „Gemserer“, der im Jahre 1796 starb. Er konnte zu seinen Lebzeiten unerhörte Kunststücke durchführen, so traf er jede Gemse an der gleichen Stelle, so daß die Gemendecken, die er aufeinanderlegte, ein und dieselbe Schußstelle zeigten, so daß man sogar hindurch sehen konnte. Als es aber zum Sterben kam, und er der Sprache nicht mehr mächtig war, deutete er verzweifelt auf den Ballen seiner rechten Hand. Weder der Doktor noch sonst jemand konnte ihm helfen, bis ein Kapuziner-

pater darauf kam, den Handballen näher zu untersuchen und siehe da, er fand wirklich die hl. Hostie eingewachsen. Erst als er das entweihete Heiligtum aus dem Fleische gelöst hatte, konnte der Gamsschütz sterben. Andere Sagen erzählen, daß dies nicht mehr möglich war, worauf die Seele des Sterbenden dem Teufel zufällt.

Volksmedizinisch gesprochen sollen Gemsenballen zur Wiedergewinnung der Mannbarkeit dienen, ebenso Hilfe bei der Niederkunft gewähren und vor allem auch zur Bekämpfung der Lungensucht ein hervorragendes Mittel sein. Als unübertroffenes Mittel gegen Grimmen bindet man sich eine „Gemsugel“² auf den Bauch. In der Frühe ein wenig verschluckt, schützt gegen Pest und „Vermeinung“ (Verhexung). Trinkt man ein Quäntchen davon in gutem Wein und läuft darauf so stark man kann, so wird man von der Stund an so schnellfüßig, daß kaum ein Pferd im Laufe folgen kann. Jedoch kommen alle diese Wunderkräfte nur dann zur Auswirkung, wenn die Gemse im Frauendreißiger geschossen wurde.

Nun kann man wohl behaupten, der einfältige Volksmund habe auf solche Bedingungen besonderen Wert gelegt. Obwohl diese Kultzeit eine kirchliche ist, so ist die Zahl der 30 Tage aber dem germanischen Totenkult entnommen. Wie tief und nachhaltig dieser mit Recht als „Aberglaube“ bezeichnete Geheimniszauber des Frauendreißiger geht, ist daraus zu ersehen, daß selbst der Erzbischof von Salzburg durch seinen Leibarzt in den Jahren 1662—1668 die Leber jener Gemsen kaufen ließ, die im Frauendreißiger geschossen wurden. Dabei achtete der Leibarzt ganz genau darauf, ob die Leber nun von Gaißtieren oder Böcken stammte. Sie wurde sodann in Wein gewaschen und im Backofen getrocknet. Bezeichnend ist es, daß der Leibarzt die höchsten Preise dafür bezahlte. Es muß jedoch wundernehmen, wie solche Herren des Klerus, die doch zweifellos über eine ganz andere Bildung verfügten als das gewöhnliche Volk, sich auch an derartigen Zauber verlieren konnte, wo sie doch auf der anderen Seite bestrebt waren, den Aberglauben mit allen Mitteln aus dem Volk herauszureißen und sollten selbst Menschenleben darüber zugrunde gehen. Aber man soll nicht Wasser predigen und selber Wein trinken. Wir kommen deshalb von selbst auf unsere eingangs erwähnte Behauptung zurück, daß der Aberglaube im geringschätzigen Sinne also durchaus keine Überreste der germanischen Religion darstellt, sondern vielmehr von gewissen Kreisen in das Volk hineingepredigt wurde.

Damit wäre in kurzen Umrissen der Aberglaube und das Volkskundliche über die Gemse wiedergegeben, wobei aber betont werden muß, daß trotz des reichhaltigen Materials, welches dafür verwendet wurde, nicht im entferntesten alles erfaßt werden konnte, was auch mit Rücksicht auf den beschränkten Raum nicht möglich gewesen wäre. Vor allem sei darauf aufmerksam gemacht, warum für die einzelnen Teile der Gemse, wie Hörner, Mund usw. nicht die fachmännischen Worte der Jägersprache angewendet wurden. Es sind zum

größten Teil Auszüge aus Sagenbüchern, die hiefür in Betracht kamen, und da wurden die Ausdrücke eben so wiedergegeben wie sie dort angeführt waren, außerdem wäre es eine lohnenswerte Aufgabe für einen richtigen Waidmann, von seinem Standpunkt aus Stellung zu nehmen zur Gemse in der Volkskunde, wobei in erster Linie auch die Fachausdrücke zu ihrem Recht kommen könnten. Ferner müßte auch eine wortgeschichtliche Untersuchung Aufnahme finden, in einem Artikel, der den Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollte, was jedenfalls nicht nur überaus interessant und lehrreich wäre, sondern Stoff für eine eigene Arbeit bieten müßte. Auch sei darauf hingewiesen, daß das „Volkslied“, das die Gemse und ihre Jagd besingt, durchaus nicht vergessen wurde, jedoch geht es nicht an, Dutzende und aber Dutzende von Liedern hier wiederzugeben. Einen besonders typischen Vierzeiler aber wollen wir noch erwähnen, womit diese volkskundliche Studie ihr Ende finden soll:

„I bin a frische Wildschütz
Und i woäß ma zwoa Ständ —
Bein Deanal sein Fensta
Und beim Gamsal in Gwänd.“

Literaturverzeichnis.

- Albertus Magnus: Bewährte ägyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. 4. Bd. S. 32, 109.
- Alpenburg, I. N.: Mythen und Sagen Tirols. Zürich (1857). S. 17, 381, 8.
- Amersbach, Karl: Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen. P. B. B. 2, 57.
- Andree-Eysn, Marie: Volkskundliches Braunschweig (1910). S. 143.
- Anhorn: Magiologia (1674). S. 839.
- Camerarius, J.: Hortus medicus et philosophicus. 1588. S. 56.
- Becher, Johann Joachim: Parnassus medicinalis oder Tier, Kräuter u. Berbuch 1663. S. 40.
- Berger: Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeiten. S. 502ff.
- Bley, Fritz: Vom freien Hochlandswild. Leipzig 1919. S. 76, 78f., 28.
- Brandenburgia: 1916. S. 168.
- Brehm: Tierleben. Leipzig 1883. Bd. 3.
- Buchmüller, Georg: Sankt Beatenberg. Bern 1914. S. 425f.
- Buck, M. R.: Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben. Ravensburg 1865. S. 50.
- Dähnhardt, Oskar: Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. 4 Bd. Leipzig 1907—1912. I. 181 nach Alpenburg, Mythen S. 254, vergl. Wuttke S. 171. Zdt. Vk. 8 Bd. S. 45.
- Ebert: Reallexikon. 4. Bd. I. S. 244.
- Fossel, Viktor: Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark. Graz 1886. S. 87. S. 55, 88 = Hovorka u. Kronfeld 2, 197.
- Freiwillig aufgesprungener Granat-Apfel des Christlichen Samaritans. Wien 1710. S. 203.
- Graber, Georg: Sagen aus Kärnten. Leipzig 1912. 3. Aufl. S. 172.
- Grimm Brüder: Deutsche Sagen. 4. Aufl., besorgt von Reinhold Steig. Berlin 1903. S. 213, 214 (Nr. 298, 301).
- Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe, besorgt von El. Hugo Meyer, Berlin 1875/78. 3. Bd. S. 344.

- Hansemann, von: Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Leipzig 1905.
- Hegi-Dunziger: Alpenflora. München 1913. Vgl. Marzell, Tiernamen.
- Herzog, H.: Schweizer sagen für Jung und Alt dargestellt. 1. Aufl. Aarau (1871). 2 Bd. S. 52, 53, 102, 180.
- Heyl, Johann Adolf: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897. S. 24, Nr. 26.
- Höfler, Max: Volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart-Berlin-Leipzig, s. a. S. 108, 179, 211, 275.
- Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Vergangenheit und Gegenwart. München 1888. Neue Ausg. Ebd. 1893. S. 9, 145, 161, 162, 164, 166.
- Hovorka-Kronfeld: (O. v. H. und A. Kronfeld): Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908/1909. I. Bd. S. 64, 177. II. Bd. 43, 45, 36, 25.
- Jägerhörnlein: Jägerlügen etc. Herausgeg. v. Graesse. Dresden 1861 S. 132f.
- Jegerlehner, J.: 2 Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. Basel 1913. Schriften der Schw. Ges. f. Volkskd. 6 und 8. S. 30, 144, 166, 170, 174f., 320.
- Jühling, Johannes: Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuerer Zeit S. 46, 47, 68, 209.
- Keller, Otto: Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung. Innsbruck 1887. (2. Aufl. unter dem Titel: Antike Tierwelt. Leipzig 1909—1913.) S. 49f.
- Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch d. deutschen Sprache. S. 197.
- Kohlrusch, C.: Schweizer Sagenbuch. Basel 1854. S. 40, Nr. 10, S. 101.
- Kronfeld, E.: Der Krieg im Aberglauben und im Volksglauben. München 1915. S. 99, 179.
- Kuhn, Adalbert: Mythologische Studien, herausgeg. v. Ernst Kuhn, Bd. 2: Hinterlassene Mythologische Abhandlungen. Gütersloh 1912. S. 152f., 197.
- Kuoni, J.: Sagen des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1903. S. 4f., 102, 206.
- Luck, Georg: Rätische Alpensagen. Davos 1902. S. 73.
- Lütolf, Alois: Sagen, Bräuche, Legenden aus d. 5 Orten Luzern etc. Ebd. 1862, 48, 484, 487.
- Mannhardt, Wilhelm: Wald- und Feldkulte. 1. Bd. S. 100.
- Marzell, Heinrich: Die Tiere in deutschen Pflanzennamen. Heidelberg 1913.
- Megenberg, Conrad v.: Das Buch der Natur. In neuhochdt. Sprache bearbeitet von Hugo Schulz. Greifswald 1897. S. 105.
- Montanus: Die deutschen Volksfeste und Volksbräuche in Sagen, Märlein und Volkslieder. Iserlohn s. a. S. 146.
- Niderberger, Franz: Sagen, Märchen und Gebräuche aus Unterwalden. Sarnen Friedrich 1908—1914. 3. Bd. Bd. 1 S. 27, 28f., 43.
- Panzer: Bayerische Sitten und Bräuche. 2. Bd. München 1848/1855.
- Pauly-Wissowa: Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. 7, I. 1116ff.
- Philo: Magiologia. 1675. S. 839.
- Ranke, Friedrich: Die deutschen Volkssagen. München 1910. 2. Aufl. Ebd. = Friedrich von d. Leyen: Deutsches Sagenbuch 4. Bd. S. 184.
- Rochholz, F. L.: Schweizer Sagen aus dem Aargau. Aarau 1856. 2 Bd. I. Bd. S. 333, 386; II. Bd. S. 197.
- Reiser, Karl: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Kempten 1897—1902. 2 Bd. Bd. I S. 75; S. 206.
- Schmid, M.: Schmid M. und F. Sprecher zur Geschichte der Hexenverfolgungen in Graubünden mit bes. Ber. des Heinzelberges. Der Gruob, des Schanfiggs und des Prätigaus Chur 1919 S. 47.
- Sebillot, Paul: Folk-Lore de France. Paris 1904—1907. 4 Bd. I, 223.
- Schweizer Archiv f. Vk.: Bd. 10, 1906 S. 104; Bd. 15, 1911, S. 179.

- Spamer, Adolf:** Die deutsche Volkskunde. 2. Bd. Leipzig 1934/35 S. II, 272.
- Staricius, Johann:** Heldenschatz 457, 473, 539. (Nev. Reformiert u. vermehrt. Hldsch.)
- Veronaleken, Theodor:** Alpensagen. Volksüberl. a. d. Schweiz. Wien 1858. S. 402, Nr. 91, S. 209, S. 403, Nr. 97, S. 207.
- Vonbun, F. J.:** Beiträge zur deutschen Mythologie. Chur 1862. S. 52, 53.
- Wettstein, Emil:** Zur Anthropologie und Etnographie des Kreises Disentis. Züricher Diss. Zürich 1902. S. 173.
- Wolf, J. W.:** Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen u. Leipzig 1852/57. 2 Bd. II. Bd. 330.
- Wörter und Sachen:** 10. Bd. S. 185.
- Wuttke, Adolf:** Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. S. 201, § 272, S. 37 § 41, S. 126 § 171.
- Wyß, J. R.:** Reise in das Berner Oberland. Bern 1816. II. Bd. S. 426.
- Zahler, Hans:** Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthales. Diss. Bern 1898 S. 81.
- Zeitschrift für Volkskunde:** Bd. 5, 1895, S. 411, 413; Bd. 8, 1898, S. 45, 46; Bd. 10, 1900, S. 58; Bd. 13, 1903, S. 374.
- Zeitschrift für österreichische Volkskunde:** Bd. 10 (1904) S. 52.
- Zeitschrift für deutsche Mythologie** Bd. 1, 293.
- Zingerle, Ignatz:** Sagen aus Tirol. 2. Aufl. Innsbruck 1891. S. 422, Nr. 747, S. 441 Nr. 770, S. 444 Nr. 774.
- Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871. Nr. 498, Nr. 623.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere](#)

Jahr/Year: 1937

Band/Volume: [9_1937](#)

Autor(en)/Author(s): Rothleitner R,

Artikel/Article: [Volkstümliches über die Gemse. 84-104](#)